

6. März 1999

Es gibt keine dumme Musik

Der Musical-Autor, Romancier und Wissenschaftler Michael Kunze über die Ernsthaftigkeit der Kunstform Unterhaltung.

Michael Kunze (56) arbeitet in verschiedenen Berufen – als Schlagertexter, Romanautor, Rechtshistoriker, Übersetzer und Musical-Librettist. Vorher studierte er Jura, Geschichte und Philosophie. Er verdient sehr viel mehr Geld als andere Menschen in diesen Berufen verdienen, rund eine Million Mark im Jahr soll es sein, denn Michael Kunze macht alles mit sonderbar großem Erfolg. Er bekam Dutzende Goldener Schallplatten für Schlager ("Ein Bett im Kornfeld", "Du", "Griechischer Wein"), und er testete in den siebziger Jahren zusammen mit dem Komponisten Sylvester Levay einen selbst geschaffenen Disco-Sound auf dessen Tauglichkeit für den amerikanischen Markt. Der Titel "Fly, Robin, Fly" stieg auf Platz 1 der Billboard-Charts und bekam einen Grammy. Danach schrieb Kunze Dissertationen und andere wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Rechtsgeschichte. Sein erster historischer Roman "Straße ins Feuer" über Hexenprozesse im Mittelalter wurde in mehrere Sprachen übersetzt und ein Bestseller in den USA. In den 90er Jahren begann Kunze Musicals zu schreiben. "Elisabeth" und "Tanz der Vampire" sind bis heute nahezu die einzigen erfolgreichen deutschsprachigen Musicals, aber Kunze war das nicht genug. Jetzt steht die Übernahme von "Tanz der Vampire" am Broadway bevor. Diese Dinge sind wenig bekannt, denn Kunze ist ein scheuer Autor, der Bühnen und Talkshows meidet. Ihm geht es nicht um persönliche Anerkennung, sondern um breite Akzeptanz seiner Werke. Mit Michael Kunze sprach Birgit Walter.

Der Disney-Konzern läßt sich in Berlin mit seinem dritten Musical nieder, mit dem "Glöckner von Notre Dame". Die Erwartungen an dieses Stück sind gespalten: Disney hat das Kitschspektakel "Die Schöne und das Biest" zu verantworten und andererseits den Sensationserfolg "Lion King" am Broadway, ein großes Stück Theater. Was erwarten Sie vom "Glöckner", welches soll Ihr Part sein?

James Lapine, der Autor und Regisseur, ist ein Theatermann mit großem Respekt vor der kulturellen Szene in Europa. Die Disney-Leute wollen sich nicht nachsagen lassen, sie würden hier Fast-food-Kultur präsentieren, sie sind auf ihren Ruf bedacht. Sie wollen nicht den Trickfilm abbilden, sondern aus dem Stoff ein Bühnenstück machen, eben wie bei "Lion King". Das wurde von einer erstklassigen Theaterfrau eingerichtet, sie hatte freie Hand, der Erfolg war für Disney so groß wie das Risiko. Ich bin gebeten, den "Glöckner" zu übersetzen und zu adaptieren, also auch sprachlich einzugreifen. Der Vertrag ist noch nicht geschlossen, aber es reizt mich schon, hier Einfluß zu nehmen. Ich glaube, daß hier ein Musiktheater entsteht, das viel Amerikanisches in sich aufnimmt, aber auch europäische Elemente enthält. Wenn es funktioniert, könnte es Maßstäbe setzen, wenn nicht, ist es ein Rückschlag. Ich will das nicht einfach abwarten.

Sie glauben also an eine Zukunft für das Genre. Aber gerade in Deutschland ist das Musical in einem jämmerlichen Zustand. Die einzigen zwei erfolgreichen deutschsprachigen Musicals – "Tanz der Vampire" und "Elisabeth" – kommen aus Wien.

Ich glaube tatsächlich an das Genre. Nicht so, wie es bis jetzt oft verstanden wird, einfach als Theater mit Musik, zwei Drittel Dialoge und dazwischen ein paar Lieder. Aber Musiktheater ist doch das Attraktivste, was eine Bühne zu bieten hat, es ist die Kombination aller

Erlebnismöglichkeiten des Menschen. Gut gemacht, ist es totales Theater. Das will ich machen, totales Theater, das alle Sinne anspricht, das eine Geschichte erzählt in mehrdimensionaler Form. Ich bin sicher, das Publikum will im Theater auch eine emotionale Erfahrung machen, es will nicht nur Ablenkung. Musical bietet die Chance, Menschen aller Schichten zu erreichen, nicht nur den gebildeten Opernbesucher. Wenn in Deutschland von Musical-Krise die Rede ist, dann ist doch eher eine Musical-Vermarktungs-Krise gemeint.

Der Konzern Stella, der in Deutschland bereits sieben Musicals betreibt und für den Sie jetzt arbeiten wollen, bezeichnet seine Importe ausdrücklich nicht als Kunst, sondern als Unterhaltungsangebot, das sich nicht an Theaterzuschauer wendet.

Natürlich ist das Kunst. Wenn es gut gemacht ist, wenn man das Genre ernst nimmt, ist es auch Kunst. In Europa, aber speziell in Deutschland wird ja gern behauptet, Unterhaltung sei keine Kunst. Neuerdings wird diese Ansicht noch zusätzlich vermengt mit der Diskussion um kommerzielles und subventioniertes Theater, als könne nur subventioniertes Theater gut sein, völlig absurd. Brecht gäbe es nicht ohne privates Theater, in den zwanziger Jahren hatte Berlin nur private Theater.

Selbstverständlich hängt die Qualität von Theater nicht vom Ursprung seines Geldes ab. Doch glauben eben viele Politiker, die über Subventionen entscheiden, daß das Genre Musical privaten Investoren überlassen werden kann, weil die Nachfrage hoch ist und damit Geld verdient werden kann. Entsprechend ist oft die Qualität.

Aber man darf doch dieses Bedürfnis nach Unterhaltung um Gottes willen nicht ein paar Immobilienunternehmern überlassen und sich dann darüber beschweren, daß es kommerzieller Mist sei. Das muß man begreifen, auch an kleineren Theatern, daß das Genre nicht allein die Privaten bedienen dürfen. Es gibt genug Stoffe, die man entwickeln, Autoren, die man entdecken kann. Diese Frontstellung zwischen kommerziellem und subventioniertem Theater muß aufgegeben werden, sonst funktioniert das nicht. Auch nicht in Amerika, wo das Musical ebenfalls subventioniert wird.

Sie meinen, weil millionenteure Flops am Broadway über ein leistungsfähiges Abschreibungssystem letztlich vom Staat bezahlt werden?

Das ist nur die eine Seite. Darüber hinaus ist es überhaupt eine Legende, alle großen Musicals in New York seien privat bezahlt. "Cabaret" war subventioniert, wurde dann privatisiert, "Tommy" ist in Houston von einem öffentlichen Haus entwickelt worden, bevor es an den Broadway kam. Denn alles Neue ist ein Risiko. Das Lincoln Center gehört zu den größten Theaterunternehmen am Broadway und macht rein subventioniertes Theater. In seinem jüngsten Stück geht es um einen Lynchmord in den Südstaaten, um Rassismus und Antisemitismus, ein zu großes Risiko für einen privaten Unternehmer. Ist es ein Erfolg, wird es privatisiert. Das Lincoln Center läßt sich bezahlen und finanziert das nächste Stück. Die ganze Kulturszene in Amerika ist nicht denkbar ohne öffentliche Gelder, sie ist weit differenzierter, als allgemein angenommen. Es gibt dort nicht nur Kulturbanausen, für die lediglich Geld eine Rolle spielt. So könnte Kunst nicht funktionieren. Ich bin der heftigste Vertreter von Subventionen und von Mischformen. Auch in Wien wird eine solche Mischform aus subventioniertem und privatem Musicaltheater praktiziert, sehr erfolgreich: Die Stücke werden gut "weiter verkauft". "Elisabeth" ging nach Budapest, Tokio und Osaka, jetzt auch nach Amsterdam und Stockholm. Es sollte auch in Dresden gezeigt werden, doch dort will keiner das Risiko tragen. Es wurde jetzt so oft verschoben, daß ich denke, Dresden ist wohl nicht der richtige Ort dafür. Da bin ich abergläubisch. Aber "Tanz der Vampire" wird voraussichtlich noch in diesem Jahr in New York aufgeführt. Es gibt einen Investor, der für den Import sieben Millionen Mark zur Verfügung stellt.

Sie sind ein harter Streiter für die Unterhaltung, aber der Widerstand gegen die Branche wächst in dem Maß, wie sie industrialisiert wird und die gesamte Musik- und Medienlandschaft dominiert. Insbesondere im Rundfunk und Fernsehen gibt es nur noch wenige Inseln, die sich nicht in irgendeiner Form dem Kommerz angedient haben. Die puritanischen Vertreter der Hochkultur verdienen unser Verständnis.

Ich glaube, daß diese primitive Form der Unterhaltung nicht wirklich triumphieren wird, sondern daß die Leute sie bald satt kriegen. In Amerika ist das Fernsehen zur völligen Bedeutungslosigkeit abgesunken, keiner schaut mehr hin. Die Annahme, das Publikum wolle das Primitive, ist ein grundsätzliches Mißverständnis. Sicher bekommt ein Komiker einen Lacher vom Publikum, wenn er auf die Bühne geht, und die Hose rutscht ihm runter. Das ist einfacher, als den Lacher mit einem witzigen Bonmot zu kassieren. Aber das funktioniert nur kurze Zeit. Unterhaltung muß ernsthaft betrieben werden, genauso ernst wie ernste Kunst.

Ist nicht das Massenpublikum, auf das Sie zielen, längst von der lauten effektvollen Fernsehwelt geprägt? Erwartet es nicht Fernsehästhetik auch auf der Bühne?

Das Theater ist ein eigener Raum. Wenn es der Regie oder dem Autor nicht gelingt, ein desinteressiertes Publikum zu interessieren, hat er versagt. Das gilt für den Shakespeare- wie den Musical-Regisseur. Es gibt keine Entschuldigung, auch nicht die, die Leute seien zu oberflächlich, wollten nicht zuhören. So was gibt es nicht. Auch unruhige Kinder muß man begeistern können.

Ihr nächstes Stück, das im Herbst Premiere hat, heißt "Mozart". Das klingt, pardon, nach Größenwahn.

Es ist natürlich eine Provokation, zumal in Wien. Aber wir müssen das riskieren. Das Ganze hat seine Berechtigung, wenn es gelingt, den Stoff adäquat auf die Bühne zu bringen. Natürlich wird man uns trotzdem angreifen, aber wir haben dann das Gefühl, etwas gemacht zu haben, das die Sache wert ist. Denn natürlich ist das ein aufregender Stoff. Die Grundidee ist Mozart und das Genie darzustellen, das Genie, welches erst als Segen empfunden wird, dann als Dämon und letztlich zum Mörder wird.

Sie sind bekannt für die wissenschaftliche Akribie Ihrer Recherchen, nach denen Sie Ihre historischen Romane und Ihre rechtshistorischen Dissertationen verfaßten. Sind Sie an "Mozart" auch so herangegangen?

Ja. Bei Mozart glaubte ich zunächst, die historischen Tatsachen aus dem Effeff zu kennen, die Quellen von Mozart sind aber so offensichtlich mehrdeutig, daß es auch in der Literatur über Mozart die unterschiedlichsten Positionen gibt. Die einen sagen, Constanze war ein Engel, andere behaupten, der Teufel. Am Ende bleibt es eine sehr subjektive Art, den Stoff zu verarbeiten.

Wie weit ist das Buch? Kennen Sie die Musik von Sylvester Levay?

Ich habe sie mit dem Komponisten gemeinsam erarbeitet. Beim Buch bin ich jetzt im dritten Durchgang des Neuschreibens. Komponisten, die ein vorhandenes Buch vertonen können, wie Mozart es konnte, wo sich der Librettist nicht mehr darum kümmern mußte, die gibt es nicht mehr.

Schreiben Sie eigentlich noch Schlager?

Schon lange nicht mehr. Wenn, dann würde ich eine Nummer eins schreiben wollen, nicht irgendeinen Song für deutschsprachige Radiosender. Das interessiert mich nicht, wie es ja auch kein wirkliches Interesse am deutschen Schlager mehr gibt, 80 Prozent der Unterhaltungsmusik in Deutschland ist englischsprachig. Das dürfte einmalig sein und nicht an unserer Weltoffenheit liegen, sondern an unserer Befindlichkeit, mit dem Genieren für die eigene Sprache zu tun haben. Es gibt auch Leute, die sagen, man müßte Englisch singen, weil es auf Deutsch nicht klinge. Aber natürlich geht es wunderbar. Die Deutschen sind nicht glücklich mit ihrer Sprache, ihrer Nationalität und ihrer Vergangenheit. Wenn ich in New York Deutsche treffe, höre ich immer, daß sie keine Deutschen seien, sondern Kosmopoliten oder Europäer. Aber sie können sich ja aus ihrer Nationalität nicht dadurch befreien, daß sie so tun, als seien sie keine Deutschen.

Aber "Fly, Robin, Fly", Ihre Nummer eins in Amerika, war auch in Englisch.

Das war Disco-Musik, die funktioniert tatsächlich nicht auf deutsch, es handelte sich auch weniger um einen Text, als um einen Titel, mit dem wir bewußt den internationalen Markt ausprobierten.

Sie sind ehrgeizig. Es muß die Nummer eins in den Charts sein und der Broadway. Sind Sie

darum halbjährlich in New York?

Es gibt keine lebendigere Theaterstadt als New York, vor allem am Off-Broadway. Ich wollte in Deutschland nicht provinzialisieren, nicht in das kleine Denken verfallen, was doch leicht passiert, wenn man Deutschland für die Welt hält. Ja, ich bin sehr ehrgeizig und möchte natürlich für den Broadway schreiben. An meinem 50. Geburtstag habe ich beschlossen, es noch mal zu versuchen in New York. Kein Mensch hat mich gekannt, jetzt habe ich eine Auftragsproduktion. Die Arroganz der Amerikaner war für mich eine Herausforderung.

Den amerikanischen Markt haben Sie auch mit Ihrem Roman "Straße ins Feuer" bedient, wo er erfolgreicher war als in Deutschland. Schreiben Sie weiter Bücher?

Ja, ein Buch über Nietzsche, das mir sehr wichtig ist. Es heißt "Nietzsches letzter Sommer" und behandelt die letzten drei Wochen des Philosophen, bevor er nach Turin geht und wahnsinnig wird. Ich bemühe mich, nicht in Philosophendeutsch zu verfallen und wenig Fremdwörter zu benutzen, denn es soll ein populäres Buch werden. Nietzsche ist eine großartige Figur.

Sie vermitteln den Eindruck, als glaubten Sie an die Wirksamkeit Ihrer Arbeit.

Ich bin der Meinung, daß jeder Mensch die Aufgabe hat, aus seinem Talent etwas zu machen. Mein Talent ist es wohl, im Menschen Gefühle zu wecken, derer sie sich normalerweise nicht bewußt sind. Deswegen habe ich immer Unterhaltung gemacht, ich will Menschen erreichen, die nicht mit einem Bildungsvorsprung an alles herangehen. Wenn sie aus dem Theater kommen und sagen, das war aber ein schöner Abend, ist mir das wichtiger, als eine gute Kritik. Ich bin überzeugt, daß jeder Mensch über einen Kosmos von Erfahrungen verfügt, daß der sich aber im Alltag, in der Routine oder Resignation verschließt. Aber ich glaube nicht an Dummheit, nur an Unbildung. Wie es auch keine dumme Musik gibt, nur solche, die sich auf einem sich wiederholenden Level von Klischees bewegt, schwer erträglich, aber nicht dumm, sondern schlecht.

Sie sind sehr produktiv. Können Sie sich auch genießen?

Ich genieße tatsächlich schwer, gönne mir relativ wenig und dann auch mit schlechtem Gewissen. Zwei Wochen Urlaub ohne zu schreiben sind schon schlimm. Das steckt wohl tief in uns, in unserer Kultur, die, wie ich behaupte, in einer mönchischen Gesellschaft wurzelt. Die setzte bei den Mönchen Askese voraus, um zu Höherem zu gelangen. Es ist kaum bekannt, daß Kirchenmusik sogar den Dreiklang verbot, weil er ein Wohlgefühl erzeugt, etwas Sinnliches ist. Das zumindest ist überwunden.